

MARCO HASENKOPF

SÜNDFLUT
1784

HISTORISCHER
KRIMINALROMAN

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln
info@emons-verlag.de
www.emons-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal
Lektorat: Hilla Czinczoll

Druck und Bindung: sourc-e GmbH
Printed in Europe 2025
ISBN 978-3-7408-2434-1

Historischer Kriminalroman
Originalausgabe

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Mohrbooks AG Literary Agency
in Kooperation mit der Agentur Christine Härle.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

*Dein Hertze kan allein zu aller Zeit bestehen /
Dieweil es die Natur aus Diamant gemacht.*

Auszug aus dem Sonett »Vergänglichkeit der Schönheit«
von Christian Hofmann von Hofmannswaldau (ca. 1679)

*Der Herr sah, dass auf der Erde die Schlechtigkeit
des Menschen zunahm und dass alles Sinnen und Trachten
seines Herzens immer nur böse war.*

Genesis 6,5 – Noah und die Sintflut

Prolog

Im Lenzing, dem dritten Monat des Jahreslaufs, erwacht das Leben nach monatelangem Winterschlaf. Blühen werden die Bäume und sprießen das Gras. Da naht der dritte Tag, die Feier zur Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus.

Noch ruhen Eis und Schnee in weißer Pracht, wo die Gier der Flut nicht angelandet. Landauf, landab liegen zwischen Eisschollen, Schlamm und Trümmern Kadaver von Mensch und Tier, wie vom Knobelbecher verstreuet.

Es war der Engel, der Erzengel, schön und holdselig wie Jesus Christus selbst. Gütig einst und geboren aus Helligkeit und Strahlkraft; er ist Licht und kommt aus dem Licht. Denn er ist *Licht* aus Licht.

Welch Tragödie, nichts und niemand fiel je tiefer als er. Verstoßen zu sein gebar seine Rachsucht, die endlos. Christus ward geboren zu leiden; er jedoch erschafft das Leiden selbst.

Gott sei bei uns, der Antichrist wütet unter uns.

Er trägt die Maske des Wassers, des tosenden Todes, der ganze Städte vernichtet hat am 28. Hornung im Jahre des Herrn 1784. Der Poseidon der Rache. Der Gnadenlose. Was ist härter als Wasser, das mit Urgewalt auf die Stadtmauer prallet?

Nur wer das Auge des Sturms gesehen, weiß, dass dies die Wahrheit kündet. Und in der schäumenden Krone der Welle, der geilen, haust der Gehörnte und grinst und greint wie eine wollüstige Hure.

Der Bäcker, er kann das Brot nicht backen, wenn das Mehl im Flusse treibt!

Der Landmann, er kann das Feld nicht bestellen, wenn die Saat im Sack verfaulet!

Wie soll der Steinmetz Häuser wiederaufbauen, wenn alle Steine als Wohnstatt der Fische auf dem Grunde des Rhenus dienen!

Und der Medicus die Seuchen heilen, da alle Kräuter im Schlamm vermodern.

Hoffnung erwächst einzig aus dem Mut der Wenigen. Und ja, nach dem Sturme geht die Sonne wieder auf!

TEIL I

Erweckung

Freitag, 5. Lenzing – Mittwoch, 10. Lenzing 1784

*Eine Woche nach der großen Eisflut
vom 27.–28. Hornung 1784*

Er zog die Vorhänge zu und verdeckte dann mit ihrem schwarzen Schal den Spiegel über der Kommode. Auf dem Kaminsims stand das Bildnis der Eheleute. Auch das drehte er zur Wand; ihrem tadelnden Blick hielt er nicht stand.

Er rang um Fassung, was ihm kaum gelang, während er einige Gegenstände auf der Kommode neben dem Kamin betrachtete. Dort lagen auf einer Stickdecke Kamm, Haarbürste – silbern beschlagen –, ein kleiner Handspiegel, ein kleines Porzellandöschen sowie eine Schale mit Haarnadeln. Die Frisierutensilien seiner Frau.

Die zartdünne Decke darunter hatte sie selbst mit Blumen bestickt, die Tochter die Stickkunst gelehrt, wie sie sie selbst von ihrer Mutter gelernt hatte. Oft hatte er beobachtet, manchmal nur durch einen Spalt in der offen gelassenen Tür, wie die Damen seines Hauses sich hier gemeinsam frisiert hatten. Wie seine Frau der Tochter die Haare gemacht. Später dann, wie seine Tochter die Kranke gepflegt.

Er berührte die Haarnadeln und ließ einige leise klingend in die Schale zurückfallen. Diese Nadeln hatte sie schon lange nicht mehr führen können. Jäh überkam ihn unbändige Wut, und er fegte die Gegenstände mit einem Schlag seiner prankenhaften Hand von dem Möbelstück. Er schnaufte wild und schrie verzweifelt auf, ballte die Faust und ließ sie mit der Unterseite auf die Ablagefläche der Kommode knallen, dass das schwere Möbelstück einen Hüpfen machte. Die Hand schmerzte vom Schlag.

Der Ausbruch seiner Gewalt erschreckte ihn nur wenig, brachte ihn aber zur Vernunft. Die eigene Stärke zu lieben, war doch nichts Frevelhaftes? Hatte er denn Sünden begangen, dass Gott sie gestraft hatte mit dieser Flut? Oder gar seine Frau?

Eilig klaubte er, was die Hände zu greifen bekamen, wieder auf und platzierte es auf dem Schränkchen, wie seine Erinne-

rung es ihm vorgab. Sein Atem ging schwer, er konnte das alles noch nicht recht fassen.

Erst als er sich beruhigt hatte, kniete er sich im abgedunkelten Raum neben das Bett seiner eben verstorbenen Gattin und versank andächtig im Gebet. Wie oft hatte er hier genauso gekniet und Gott darum angefleht, die geliebte Gattin wieder gesunden zu lassen! Dann hatte sie ihn mit schwacher Stimme getadelt: »Du sollst doch die Hände falten, wenn du zu unserem Herrn sprichst.«

Er verschränkte die Finger ineinander und drückte fest zu, bis die Knöchel weiß hervortraten und die Finger rot anliefen. Leichengeruch breitete sich vom Bett aus. Dieser fast süßliche Geruch, der sich momentan über die gesamte Stadt auszubreiten begann.

Ein Bestatter ließ auf sich warten, denn die hatten viel Arbeit in diesen Tagen. Fünfunddreißig Tote sollte die Flut verschuldet haben. Seine Frau zählte man aber nicht dazu. Wer zählte schon Kranke, Bettler und andere Hungerleider?

»Nun gehört sie dir ganz allein«, presste er krächzend hervor, »bist du nun zufrieden, du Gott?«

Es klang nach einer Anklage, und der Angesprochene schwieg.

Er richtete sich abrupt auf, küsste der Toten die Stirn – die Haut schmeckte eigenartig – und flehte laut: »Bitte verlass mich nicht!« Doch es war ja längst geschehen!

Schon vor einigen Wintern hatte ihr Siechtum begonnen. Anfangs mit Kopfschmerzen und Schwäche. Schleichend war die Krankheit fortgeschritten. Die Schmerzen wurden immer stärker. Dann konnte sie nicht mehr richtig greifen. Die Kraft in Armen und Beinen ließ zusehends nach. Schließlich wurden die Glieder wie morsch, und sie musste das Bett hüten. Seit vielen Monaten hatte sie zu dem Zeitpunkt schon nicht mehr das Haus verlassen.

Im letzten Herbst war sie dann erblindet. Jedem Vieh hätte man einen gnadenvolleren Tod ermöglicht. Kein Arzt, kein Medikament konnte helfen. Jeden Medicus und Bader, den

er finden konnte, hatte er um Rat gefragt und angefleht, seine Frau zu heilen. Alle hatten sie Großes versprochen und doch am Ende betreten den Kopf geschüttelt.

Man hatte ihn allein gelassen. Wie gnädig wäre es gewesen, ihr einfach den Hals umzudrehen. Doch das war Sünde! Und brauchte er nicht so sehr ihre klugen Gedanken! Nicht einmal ein Priester konnte Linderung in all den Qualen verschaffen.

»Quacksalber, verflucht sollt ihr alle sein!« Er versuchte seine Wut hinauszubrüllen, doch alles, was hervordrang, war ein stimmloses Krächzen.

Und Gott? Der half schon gar nicht.

Er ... musste sich also selbst helfen.

Seine Frau hatte die Familie geleitet. Ihre Krankheit hatte wie ein unheilvoller Prophet über dem Segen des Hauses gestanden. Doch sie hatte immer gewusst, was zu tun war. Sie hatte auch den Betrieb geführt. Auch wenn sich das nicht schickte. Aber nun war sie fort. Und er wusste nicht, was er tun sollte.

»Gebraucht *er* nicht seinen Kopf, so ist *er* nicht mein Gatte«, lautete ein gern von ihr wiederholter Satz. Und in letzter Zeit waren immer öfter die Worte gefallen: »Wirst du für die Familie sorgen, wenn ich nicht mehr bin?«

Wie sollte er das tun? Er war doch viel zu hitzköpfig. Aber ihm würde schon etwas einfallen.

»Vergib mir«, flüsterte er, und dann verkündete er der Toten: »Sei unbesorgt, ich werde zurückholen, was uns genommen wurde.«

Als sie am Morgen aufgebrochen waren, hatte es geregnet. Die Stimmung war gedrückt, und keiner sprach ein Wort. Das Kohlebecken in der Kutsche war kalt, der Atem kondensierte. Als sie die kleine Ortschaft verließen, hatten sie eine schmale Steinbrücke überquert, unter der sich ein Flüsschen namens Wupper schlängelte.

Die Kutsche war ein gutes Stück des Wegs neben der vom Schmelzwasser brodelnden Wupper gefahren. Freiherr Henrik van Venray hatte seine Pfeife mit viel zu feuchtem Tabak gestopft, der nur schwer zu entzünden war. Das brodelnde Wasser erinnerte ihn an die Flut, die sie erst vor wenigen Tagen überlebt hatten. Dabei wirkte die reißende Wupper jedoch nur wie ein blasser Abklatsch von all dem Eis, der Zerstörung und all dem Kampf und Tod inmitten der ungeheuren Wassermassen, worüber sie momentan kein Wort verloren. Vorerst wollte niemand daran erinnert werden, geschweige denn darüber sprechen, was sie erlebt hatten.

Den Namen des Ortes, den sie heute verlassen hatten, konnte er sich einfach nicht merken, obwohl er eigentlich sehr eingängig war. Nein, das stimmte nicht. Er wollte sich den Namen nicht merken. Leichlingen! Das war's. Und wie der zur Stimmung passte! Erschöpft, wie sie alle waren. Für ihn klang der Ortsname wie eine verniedlichende Umschreibung für einen Friedhof.

Trostlos genug war der Flecken gewesen, vor allem jetzt im Lenzing. Der Winter kaum vorüber, der Frühling noch nicht angefangen. Es war kalt, aber nicht eisig. Und die Sonne zeigte sich kaum. Statt zu schneien, regnete es unablässig. Wie zuvor der Fimbulwinter, so fühlte es sich auch jetzt mit all dem Regen und Matsch auf den Straßen nach Sintflut an.

Während sein alter Diener Wittib die Kutsche lenkte, saßen neben ihm in der Kabine die Apothekerwitwe Anna-Maria

Scheidt und mit ihr der Waisenjunge Niklas. Was für ein Gespann! Sie kannten sich kaum und hatten dennoch viel gemeinsam durchgemacht. Das schweißte auf eine ganz bestimmte Art zusammen, zumindest glaubte Venray das.

Anna-Maria hatte während der Flut alles verloren. Nun ging sie einer ungewissen Zukunft entgegen. Venray war froh, dass sie sich entschlossen hatte, ihn nach Düsseldorf zu seinem Amtssitz zu begleiten. Doch wohin würde das alles führen?

Das von der Eisflut nahezu vollständig zerstörte Mülheim lag keine Tagesreise mit der Kutsche hinter ihnen. Bei ihrer Abreise aus Mülheim am Tag nach der großen Flut waren sie bis Leichlingen gekommen. Dort hatten sie erschöpft einen mehrtägigen Zwischenstopp einlegen müssen. Die Straßen waren unpassierbar. Nachts fror es, und tagsüber taute es. Die Kutsche versank im Morast.

Die ufernahen Straßen, die man gewöhnlich wählte, waren sowohl von der Flut als auch vom Schnee noch schlimmer in Mitleidenschaft gezogen als die Wegstrecke abseits des Rheins. Hier entging man auch dem Anblick all der Zerstörung. Dort, wo das Wasser keine Schlammwüste aus Trümmern, Schiffserippen, Möbeln und Kadavern hinterlassen hatte, hielt der Winter das Regiment.

Hier, weiter weg vom reißenden Gewässer, wo die Einheimischen sich stritten, ob sie nun rheinländisch oder bergisch wären, hatte die Gruppe mehrere Zimmer in einer Herberge bezogen. Anna-Maria Scheidt als seine Begleitung hatte ein einzelnes Zimmer erhalten. Gut beheizt. Auch wenn Not herrschte, hatte Venray darauf geachtet, dass der Ofen dort ausreichend feuerte. Niklas, der Gassenjunge, den sie in der Flut aufgelesen hatten, hatte sich wie ein junger Hund in Decken gehüllt vor den Ofen in Anna-Marias Zimmer gekauert und war in einen langen, tiefen Schlaf gefallen. Wie sie alle. Auch Venray hatte für seine Gewohnheit verhältnismäßig lange das Bett im Nachbarzimmer gehütet. Er teilte es sich mit seinem auf der Récamiere schnarchenden Diener Wittib.

Zu essen gab es selbst für zahlende Gäste nur dünne Suppe. Mehr besaß der Wirt einfach nicht.

Nun saßen sie ein wenig ausgeruhter und mit halbwegs getrockneten Kleidern schon wieder seit Stunden in der Kutsche. Niklas wirkte auf Venray besonders wach, die Erholung schien dem Jungen viel Kraft gegeben zu haben. Schüchtern, aber wissbegierig stellte er Fragen. Wenig wussten Anna-Maria und Venray über die Herkunft des Neunjährigen. Vermutlich stammte er aus der Eifel, war auf Umwegen nach Mülheim ins Waisenhaus gekommen, von dort war er an einen Kürschnermeister in Cöln regelrecht verkauft worden. Aber Niklas war die Flucht gelungen. Sowohl Anna-Maria als auch er würden sich später bemühen, den genauen Umständen auf die Spur zu kommen.

»Ja, die Stadt heißt Düsseldorf«, erklärte Venray dem Jungen. »Sie liegt an dem Flüsschen Düssel, nach dem sie benannt wurde, und am Rhein. Ein Dorf ist Düsseldorf aber nicht mehr. Eigentlich müsste es eher Rheinstadt oder so ähnlich heißen. Aber die Bezeichnung beansprucht natürlich auch Cöln für sich.«

Bei der Erwähnung der Rheinmetropole, in der er so viel Leid erlebt hatte, verfinsterte sich der Blick des Jungen. Venray zog an der Pfeife und lenkte das Gespräch wieder in eine andere Richtung.

»Düsseldorf ist die Hauptstadt des Bergischen Landes«, versuchte er die offensichtlich düsteren Erinnerungen zu vertreiben, »also des Herzogtums Jülich-Berg. Unser Herzog heißt Kurfürst Karl Theodor. Er ist der Kurfürst von der Pfalz und Bayern und residiert in München. Karl Theodor ist einer der mächtigsten Fürsten im Heiligen Römischen Reich. Und ich bin für die gute Policey zuständig.«

»Policey, was ist das?«

Wenn, dann hatte der Junge eher schlechte Erfahrungen gesammelt mit den Vertretern der Policey – mit Nachtwächtern, Bütteln oder sonstigen Ordnungskräften –, dessen war sich Venray ziemlich sicher. Wenn er wollte, dass Niklas Vertrauen

zu ihm fasste, musste er ihm das gut erläutern. Nur wie? »Eine gute Frage«, erwiderte er und suchte nach den passenden Worten.

»Er jagt Verbrecher«, mischte sich Wittib vom Kutschbock aus ein.

Die Insassen waren überrascht, dass der Diener über den Kutschlärm hinweg überhaupt etwas von ihrem Gespräch verstehen konnte. Anna-Maria blickte interessiert von Niklas zu Venray.

»Also ganz so einfach ist es nicht«, meinte Venray. »Eigentlich bin ich Wasserbauingenieur und auch deshalb aus meiner Heimat nach Düsseldorf gekommen.«

»Mit Verlaub, Euer Hochwohlgeboren«, widersprach Wittib, »bevor wir nach Mülheim gekommen sind, haben wir im Bergischen eine gemeine Räuberbande gejagt. Niemand außer ihm hätte diese elenden Hundsfothe derart unnachgiebig verfolgt«, wandte er sich an Anna-Maria. »Sie haben – entschuldigt meine Worte – Frauen geschändet und Kinder in ihren Betten vor den Augen der Eltern getötet. Seine Hochwohlgeboren hat die Mörder gestellt und den Hauptmann eigenhändig getötet. Dann sind wir an den Rhein gekommen, um einen Deich für Mülheim zu bauen – und was finden wir: eine Wolfsleiche! Also was macht der Herr Wasserbauingenieur, er jagt weiter. Und so geht das in einem fort. Passiert irgendwo eine Ungerechtigkeit, eilt er hin und räumt auf. Und ich immer hinterher und wetze die Klingen und räume die Scherben auf.«

»Sei *endlich* ruhig, Wittib, du übertreibst. Du warst ja auch gar nicht die ganze Zeit dabei.«

»Stimmt genau, weil ich mit Fieber im Bett lag, weil Seine Hochwohlgeboren die Füße nicht stillhalten kann und Verbrecher jagen muss.«

Venray blickte Anna-Maria an, die die ganze Zeit kein Wort sprach, aber aufmerksam zuhörte und ihn mit so klaren wie brennenden Augen fixierte. Ihre dunkelbraunen Augen schienen geradezu zu glühen, was Venray nicht ganz einschätzen

konnte. »Wittib, du beunruhigst unsere Begleitung«, meinte er.

»Ich habe schon Schlimmeres gesehen als einen von Wölfen zerfleischten Priester«, erwiderte sie trocken. Erst dann wurde ihr klar, was sie soeben geäußert hatte, und hielt Niklas peinlich berührt rasch die Ohren zu, als könnte sie ihre Äußerung ungeschehen machen. »Das ist nichts für Kinderohren, das hast du nicht gehört.«

»Doch, hab ich«, sagte Niklas mit leuchtenden Augen. »Auch das mit der Wolfsleiche! Du jagst Verbrecher, was sind Verbrecher?«

Anna-Maria blickte leicht erschrocken von Niklas zu Venray, doch er beruhigte sie mit einem Lächeln. Es freute ihn, dass der Junge die Etikette vergaß und so viel Vertrauen zu ihm fasste, dass er ihn duzte.

»Verbrecher sind Criminale«, hob Venray zu einer Erklärung an, brach dann aber ab und sagte zu Anna-Maria: »Magst du das erklären?«

Sie griff Venrays Erklärung auf: »Es sind böse Menschen. Sehr böse Menschen. Räuber und Mörder, die vorsätzlich Unschuldigen Gewalt antun. Ein Gesetz brechen.«

Venray nickte zustimmend und ergänzte: »Und übrigens, du kannst mich einfach Henrik nennen.«

Die Kutsche machte einen gewaltigen Hopser. Wittib, der auf dem Kutschbock die Pferde lenkte, entschuldigte sich mit einem lauten Ruf.

»Was ist ›vorsätzlich‹?«, hakte Niklas nach. »Sind Diebe Verbrecher?«

Venray wusste, dass Niklas einmal eine tote Ziege gestohlen hatte. Was aus dem Vieh geworden war, wusste der Junge nicht. Die Ereignisse hatten sich überschlagen. Jedoch hätten sie das Fleisch des Tieres gut gebrauchen können.

»›Vorsätzlich‹ bedeutet zum Beispiel, dass ein gewisser Diener in voller Absicht, quasi sehenden Auges, über Furchen fährt, ohne ihnen auszuweichen, obwohl er das könnte«, erklärte Venray. Prompt tat die Kutsche erneut einen Hopser.

»Der ›gewisse Diener‹ entschuldigt sich«, maulte Wittib vom Kutschbock. »Der beflissene Dienstherr des ›gewissen Dieners‹ könnte ihn ja mal ablösen. Hier ist es saukalt, und die Wege sind schlecht.«

»Er ist schon mein Diener, seit ich klein war«, sagte Venray zu Niklas, »er mault nur gerne. Du wirst dich an ihn gewöhnen.«

»Oh, ich glaube, das habe ich schon«, erklärte Niklas ehrlich.

»Dann ist es ja gut«, sagte Anna-Maria mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Darf ich fragen, wie es dir geht?«, erkundigte sich Venray bei ihr.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte sie. »Eventuell besser als gedacht. Ich fühle mich noch viel zu erschöpft, um Frohsinn zu empfinden.«

»Das alles braucht Zeit«, überlegte Venray, der nicht recht wusste, wie er sie trösten sollte.

Sie blickte zum Fenster hinaus und reagierte nicht. Vielleicht war sie auch nur wie in Trauer, bei all dem Hab und Gut, dass sie während der Flut verloren hatte. Venray hatte das Taschenporträt seiner Familie verloren, das er immer bei sich getragen hatte. Der Verlust schmerzte heftig. Doch wie schlimm musste es sein, wenn man buchstäblich *alles* verlor, was man besaß?

»Vielleicht ist es nicht gut, ständig über die Ereignisse zu reden«, sagte er. Während der Naturkatastrophe waren sie alle gleich mehrfach nur durch Glück dem Tode entronnen.

»Aber das haben wir doch gar nicht«, widersprach sie.

»Natürlich, entschuldige bitte, so habe ich das nicht gemeint.« Aber er wusste gar nicht, wie er es gemeint hatte, und suchte vergeblich nach den richtigen Worten.

»Wie hast du es denn gemeint?«, hakte sie nach, doch bevor Venray etwas erklären konnte, richtete sie sich im Sitz auf und rief aus: »Ist das die Stadtmauer von Düsseldorf?« Sie zeigte nach draußen.

Venray blickte aus dem Fenster. Regentropfen fielen ihm ins Gesicht, dann nickte er.

»Gelobt sei der Herr«, pries Wittib vom Kutschbock, »wir haben es bald geschafft.«

Kaum dass die Kutsche angehalten hatte, wurden sie wenig später vor dem Haus empfangen, das Venray bewohnte. Das Haus gehörte einem alten Uhrmachermeister, es lag auf der Wagengasse in dem sich im Aufbau befindlichen neuen Beamtenviertel von Düsseldorf, der Carlstadt, benannt nach dem Kurfürsten Karl Theodor.

»Oh Herr, ich danke dir. Ihr seid zurück«, rief ein älterer Herr mit der Statur eines Schmieds und dem Gemüt eines treuen Pferdes, während er seine Mütze knetete.

Das war der pensionierte Uhrmachermeister Willem Baldwin. Er hatte vor Jahren sein Geschäft aufgegeben, weil die Finger nicht mehr die Feinarbeiten ausführen konnten. Er war mit seiner Uhrmacherkunst sehr erfolgreich gewesen, und da er stets nur für sich allein hatte sorgen müssen, war er zu einigem Wohlstand gelangt. Er hatte sich im neuen Viertel ein Haus errichten lassen, dessen Wohnungen er an die Beamten seiner Hoheit vermietete.

Der Verkaufsladen zur Straße wurde seit Jahren nicht mehr genutzt. Die Werkstatt befand sich im Hof. Als Venray acht Jahre zuvor in den Dienst des bergischen Herzogs eingetreten war, hatte er sich hier in die oberen beiden Stockwerke eingemietet. Eigentlich benötigte er die vielen Zimmer gar nicht. Das vierte Stockwerk des hohen Stadthauses sowie das Dachgeschoss standen leer.

»Es ist genug Platz«, meinte Venray zu Anna-Maria, als sie die Kutsche verließ und zum Haus hinaufschaute.

»Und Ihr kommt vermehrt heim«, meinte Willem völlig verduzt, als er Venrays Begleitung sah, zu der sich kurz darauf auch noch ein Kind gesellte.

»Zu mehreren«, korrigierte Venray ruhig, aber bestimmt, »nicht vermehrt.«

Willem waren derartige sprachliche Feinheiten unbedeutend.

Der Uhrmachermeister hatte vor der Toreinfahrt über der aufgeweichten Straße zwei große, lange Holzböhlen ausgelegt, über die führte Venray Anna-Maria nun aus dem Regen unter die vor dem Nass geschützte Toreinfahrt.

»Darf ich vorstellen: Apothekerwitwe Anna-Maria Scheidt. Und das ist Niklas. Niklas ist Waise und hat kein Zuhause mehr. Er soll bei uns bleiben, wenn er möchte. Frau Scheidt hat ihr Haus in Mülheim verloren, und ich habe ihr angeboten, Euer Einverständnis voraussetzend, ein Zimmer in der oberen Etage zu bewohnen, bis sie ihre Angelegenheiten geregelt hat«, erklärte Venray seinem Vermieter.

»Natürlich, gerne. Herzlich willkommen«, sagte Willem. »Es gab einige Gerüchte über Euch, aber dass Ihr gleich –«

»Halt besser den Mund, du Dusselkopp, bevor du noch mal was Dummes von dir gibst«, fuhr ihm Wittib über den Mund. »Kümmern wir uns um unsere Gäste.«

»Gäste«, stammelte Willem, »jaja, kümmern wir uns! Wo ist das Gepäck?«

»Vom Rhein verschluckt«, klärte Wittib ihn auf.

Willem erschrak. »Verschluckt? Ja, und wo ist Eure prächtige Kutsche?«, fragte Willem.

Und Wittib erwiderte: »Damit fahren jetzt Aal und Barsch um die Wette. Aber viel schlimmer: Frau Scheidts Haus ist ...« Er sprach es nicht aus, sondern rieb die Handflächen heftig aneinander, zum Zeichen, dass das Haus zerstört sei.

Willem schnappte entsetzt nach Luft und rief aus: »Ja, kennt denn der Herr keine Gnade!«

»Wie schlimm war es hier?«, erkundigte sich Venray.

»Bis dort vorne hat das Wasser gestanden«, Willem zeigte auf eine Stelle weiter westlich, »es war grauenvoll. Aber nach allem, was man hört, war es im Süden deutlich ärger. Kommt rein und ruht Euch aus.«

Ein berittener Bote in Redingote und Dreispitz tauchte auf der Wagengasse auf und hielt unmittelbar vor der klei-

nen Gruppe der Ankommenden. Er sprang vom Pferd. Die Stiefel platschten im Matsch. Er trug lederne Reithandschuhe und bewegte sich zielstrebig auf Venray zu. Vor dem blieb er stehen und verneigte sich tief. Dann zauberte er aus der umgekrepelten Ärmeltasche seines Mantels eine Depesche hervor, die er Venray überreichte: »Seine Exzellenz, der Hofkammerpräsident, bitten Euch zu einer Audienz.«

»Herr Oberamtmann«, lautete die Anrede auf Melchior von Gollsteins Einladungsschreiben, und weiter: »Euer Hochwohlgeboren Freiherr Henrik van Venray.«

Der Reichsgraf wusste genau, wie er seinen Bediensteten, die genau genommen ebenso adlig waren wie er selbst, schmeicheln konnte, ohne sich anzubiedern. Und das funktionierte bei vielen außerordentlich gut.

Venrays offizieller Titel lautete »Amtmann für policeyliche Wohlfahrterei«. Sein Amt umfasste viele Pflichten. Er war für die medizinische Versorgung zuständig genauso wie für die öffentliche Ordnung, das Bauwesen sowie die Sicherheit der Bevölkerung, die Rechtsprechung und viele weitere Belange der allgemeinen Wohlfahrterei. So hatte er einiges zu verwalten und zahlreiche Befugnisse, die ihn zu einem sehr einflussreichen Beamten des Herzogs von Jülich-Berg machten.

Indem Graf Gollstein ihn als »Oberamtmann« titulierte, deutete er eine Beförderung an. Titel und Ämter bedeuteten den meisten Adeligen alles. Sein Vorgesetzter konnte gleich mit mehreren Würden prahlen. »Reichsgraf« war eine kaiserliche Würdigung, und da sich Gollstein nun nicht mehr Hofrat, sondern Hofkammerpräsident nannte, war er der legitime Vertreter, auch Statthalter genannt, des Herzogs Kurfürst Karl Theodor.

Doch was auf den ersten Blick wie eine Gunst oder gar Anerkennung für geleistete Dienste aussah, ließ Venray vollkommen kalt, denn zum einen war er de facto längst ein *Ober*-Amtmann. Sein Zuständigkeitsbereich umfasste das gesamte Herzogtum Jülich-Berg, zum anderen wusste Venray um die Berechenbarkeit des Statthalters: Gunst bedeutete Geld. Für eine solche Beförderung ließen sich Aristokraten bezahlen. War Gollstein knapp bei Kasse? Nicht zum ersten Mal würde ein Fürst Ämter, sogar fingierte, an Adlige verliehen haben zum einzigen Zweck, die eigenen Finanzen aufzubessern.

Außerdem, mutmaßte Venray, verfolgte Gollstein damit sicherlich noch etwas anderes. Der Statthalter war ein Taktierer. Ein Politiker durch und durch, Venrays Erfahrung nach tat er gar nichts, ohne eigenen Nutzen daraus zu ziehen.

Die Anrede in dem Schreiben war auf Deutsch, während der Text der Einladung auf Französisch – der Sprache des *alten* Adels – verfasst war. Auch das hatte ganz sicher etwas zu bedeuten.

Du meine Güte, er hasste diese verklausulierten Botschaften, es war so altbacken, so gestrig. Nervtötend. Gollstein war schlicht kein Aufklärer, aber er gab sich gern als Reformier. Für viele Adlige in einer Position wie der Gollsteins war das nicht mal ein Widerspruch. Er war ein Befürworter des Ancien Régime, und damit waren der Statthalter und sein Amtmann genau genommen Gegner.

Leider hatte Gollstein sehr viel mehr Macht und Einfluss als Venray, der Freiherr aus den Niederlanden, und er spielte dieses Mehr auch liebend gern gegen seinen Amtmann aus. Wieso Kurfürst Karl Theodor, der ebenfalls auf Reformen pochte, überhaupt jemanden wie Gollstein zum Statthalter ernannt hatte, war ihm ein Rätsel.

In Venrays Heimat war dieses Taktieren nicht weniger unüblich. Allerdings hatte er den Eindruck, man triebe staatsmännisch-politische Kabale und Ränke etwas direkter und nicht so ausschweifend wie umständlich verklausuliert. Das konnte am in den Niederlanden vorherrschenden Protestantismus liegen. Gollstein war Katholik, und zwar ein Anhänger des Alten Testaments. Er schätzte den Gedanken vom allmächtigen Vater, dem Rachegott: Güte, Mitleid, Umsicht – Fehlanzeige.

Und ein weiterer Punkt ließ Venray nicht los, brachte ihm gar arge Gedankenspiele ein, denn wieso ließ Gollstein seine private Unterkunft beschatten? Woher sollte dieser Bote sonst gewusst haben, dass Venray just im Augenblicke von einem mehrwöchigen Aufenthalt außerhalb der Stadt zurückgekehrt war? Zufall? Wohl kaum. Gollstein mochte ein schlechter Vor-

gesetzter sein, eines beherrschte er allerdings in besonders herausragender Weise: die Kunst der Spionage. Der Adel liebte die Heimlichtuerei!

»Ihr könnt unmöglich in diesem Aufzug ins Stadtpalais«, meinte Wittib und führte den in Gedanken versunkenen Venray in dessen Ankleidezimmer im zweiten Stock des Hauses. Denn in Ermangelung von Wechselkleidung trug Venray immer noch exakt denselben, inzwischen stinkenden, verdreckten, mehrmals am Leib nass gewordenen und wieder getrockneten Anzug.

Während Wittib seinem Herrn beim Ankleiden behilflich war, schwatzte der Alte vor sich hin: »Gebadet wird nicht. Dafür ist keine Zeit.« Und bestäubte ihn mit Parfüm. Laven- del. Der intensive Duft reizte Venrays Nase, und er musste mehrmals herzhaft niesen.

Wittib legte ihm ein Jabot um. Obwohl Venray diese Rüs- schenschleifchen verachtete, ließ er es geschehen. Es war schließlich nur ein dezentes Schleifchen! Nur als Wittib ihm die gepuderte Perücke mit den Seitenlocken hinhielt, raunte er: »Bleib mir mit dem verlausten Ding vom Leib!«

»Eine Frechheit von Seiner Exzellenz, Euch so bald herbeizuzitieren, als wäret Ihr ein kleiner Schuljunge«, meinte Wittib vorlaut. »Ich hoffe, Ihr lasst Euch das nicht bieten.«

»Gollstein ist lediglich fleißig und wissbegierig und möchte so schnell wie möglich über die Ereignisse in Mülheim Bericht erstattet bekommen«, mahnte Venray zur Besonnenheit.

»Der Reichsgraf ist ein durchtriebener, arroganter Hund«, sagte Wittib und reichte seinem Herrn einen Dreispitz, »der eigentlich eine ordentliche Tracht Prügel verdient hätte. Das wisst Ihr genau!«

Eine derartige Äußerung war – vor anderen Ohren getätigt – Hofverrat. Venray lächelte und ermahnte seinen Diener gleichzeitig mit erhobenem Zeigefinger, nicht allzu vorlaut zu sein.

Wittib zog am Saum des dunkelblauen Justaucorps, strich ihn glatt und reichte Venray anschließend den breiten Leder-

gürtel mit dem Säbel. Es folgten Rapier und Steinschlosspistole. Bei den letzten beiden Waffen winkte Venray erst ab, wozu sollte er derartig bewaffnet durch das beschauliche Düsseldorf fahren? Dann griff er aber doch zu und steckte die Waffen ein. Denn wenn ihn die Ereignisse der letzten vier Wochen während der großen Eisflut eines gelehrt hatten, dann, dass es ratsam war, sowohl stets wachsam und als auch gut gewappnet zu sein.

Die Pistole war sogar geladen. Wittib meinte es ernst mit dem Schutz seines Herren. Jederzeit einsatzbereit! Obwohl man in der Praxis bedenken musste, dass Zündplättchen oder Pulver bis zum tatsächlichen Einsatz durch das Tragen längst verrutscht sein konnten und die Waffe so für einen kurzen, aber eventuell entscheidenden Moment unbrauchbar machten. Er musste für dieses technische Problem im Policey-Einsatz eine Lösung erfinden.

Auf seinem Weg nach draußen kam er an der Küche vorbei. Dort wärmten sich Anna-Maria und Niklas am Herd. Er verabschiedete sich schnittig mit einem kurzen Griff an den Dreispitz und war schon eiligen Schritts unterwegs zur vor dem Haus wartenden Kutsche.

»Sorg dich gut um unsere Gäste, hörst du?«, befahl Venray seinem Diener, während er die Kutsche bestieg, mit der sie erst vor wenigen Augenblicken angekommen waren. Das Fell der Pferde dampfte noch nach der langen Fahrt.

»Hab ich mich schon mal nicht um Gäste gekümmert«, maulte Wittib leise vor sich hin, ohne dass Venray es hören konnte. Der hatte längst die Tür der Kutsche zugeschlagen und dem Kutscher das Zeichen zur Abfahrt gegeben.

Auf dem Kutschbock saß der pensionierte Uhrmachermeister Willem, der sich in Ermangelung eines Kutschers bereit erklärt hatte, Venray zu fahren. So konnte Wittib daheimbleiben, um sich wie aufgetragen um Anna-Marias und Niklas' Wohlergehen zu kümmern.

Unterwegs entschied sich Venray, einen Abstecher in die Kanzlei zu machen, denn von dort bis zum Palais war es nur

ein kurzer Weg. Beide Häuser befanden sich auf der Mühlen-gasse. Keine achthundert Schritte Luftlinie vom Rhein entfernt. Ob die Flut bis dahin gekommen war? Er wollte sehen, ob in seinem Bureau alles nach dem Rechten lief.

Aber schon als er wenige Augenblicke später vor der kurfürstlichen Kanzlei vorfuhr, wurde ihm klar, dass nichts mit rechten Dingen zuing. Am Eingang und auf der Straße herrschte große Aufregung. Er blickte die Mühlengasse bis zum Burgplatz und dem dahintergelegenen Rhein hinunter. Das Wasser der Flut musste bis hierher gekommen sein. Es war alles voller braun-morastigem Schneematschschlamm. Es stank modrig nach brackigem Flusswasser. Vielerorts hatte man wie vor seiner Wohnung Holzbohlen auslegt, damit man nicht im schneeigen Schlamm versackte. Es waren nur wenige Grad über null, und es taute. Und schon wieder fiel das Wasser vom Himmel, dieses Mal in Form von Nieselregen, der wie feiner Nebel Schwaden zog.

Menschen allen Standes liefen aufgebracht hin und her oder begehrten Einlass in die Kanzlei. Die davorstehenden Gerichtsdienner hatten alle Hände voll zu tun, die Leute zu beruhigen und am Eindringen zu hindern. Er war für die öffentliche Ordnung zuständig. Es gab also viel zu tun.

Venray schritt durch die Menge und hörte vereinzelte Stimmen rufen: »Wir haben nichts zu essen!«, »Mein Haus wurde beschädigt, wo soll ich schlafen?« und viele andere Klagen. Die Flut musste in Düsseldorf genauso verheerend gewirkt haben wie in Cöln. Es war an der Zeit, zu den Menschen zu sprechen.

Auf der Treppe drehte sich Venray um und rief: »Hört mich bitte an! Ich bin Amtmann Venray. Die Not ist groß, das weiß ich. Aber ich muss mir einen Überblick verschaffen. Ich werde mich um jeden kümmern. Bitte bewahrt Ruhe!«

Bevor er in die Kanzlei eintrat, sagte Venray zu den Gerichtsdiennern: »Ihr setzt jeden einzelnen Namen auf eine Liste. Alle kommen der Reihe nach dran. Und – habt ihr mich verstanden – es wird keine Gewalt angewendet! Lasst schon ein

paar Leute eintreten, das wird hoffentlich die große Menge beruhigen. Als Zeichen, dass es vorwärtsgeht!«

Die Männer nickten nervös, gleichzeitig schienen sie froh, klare Anweisungen zu erhalten.

Zeit zum Durchatmen blieb nicht. In der Kanzlei liefen gleich mehrere Schreiber geschäftig hin und her. Venray hielt einen von ihnen an und befahl: »Seine Exzellenz erwartet mich, bringt ihm eine Nachricht, dass ich zu ihm komme, sobald ich mir hier einen Überblick verschafft habe.«

Der Schreiber war so beschäftigt, dass er Venray nicht gleich erkannte und schon einen Widerspruch auf den Lippen hatte. Als er aber seinen Vorgesetzten sah, verbeugte er sich tief und nahm den Auftrag einzig mit dem Kommentar an: »Sehr wohl, Euer Hochwohlgeboren.«

Venray bahnte sich seinen Weg durch die überfüllten Gänge, während hinter ihm die Gerichtsdiener seinen Anweisungen Folge leisteten und die ersten Menschen einließen.

Vor seinem Amtszimmer entdeckte er seinen Sekretär Franz-Ullrich Schrickel. Schrickel war fleißig und ehrgeizig. Venray konnte sich auf ihn verlassen, doch wusste er auch, dass sein Sekretär auf der Gehaltsliste von Gollstein stand und ihm Bericht erstattete. Das war nicht weiter verwunderlich, denn das Salär eines Sekretärs reichte kaum zum Leben. Er musste also mehrere Einnahmequellen vorweisen können. Auch wenn Schrickel für Gollstein spionierte und Venray stets gut überlegen musste, was der Sekretär wissen durfte und was nicht, schätzte er den Mann, denn er arbeitete gewissenhaft und zuverlässig.

»Wir sind gerettet! Ihr seid zurück«, rief Schrickel aus. Er schien aufrichtig erleichtert.

»Ach, Schrickel, übertreibt nicht«, blaffte Venray ihn an, »bringt mich lieber auf den neuesten Stand. Ihr wisst, auf solche Gefühlsduseleien gebe ich gar nichts.«

»Natürlich, Euer Hochwohlgeboren, es ist mir einfach so rausgerutscht. Hier herrscht nämlich im wahrsten Sinn des Wortes Land unter seit dieser Flut. Die Flut selber hat uns

nicht ganz so hart getroffen wie andere Städte, so scheint es zumindest, aber dennoch ist viel zerstört worden, viele Keller sind vollgelaufen, Manufakturen demoliert. Menschen sind obdachlos, arme wie reiche, und zu allem Überflus nimmt die Criminalität rasant zu: Es kommt vermehrt zu Übergriffen, Diebstählen, handgreiflichen Streitigkeiten und sogar Plünderungen. Die Ordnungskräfte sind überfordert. Wir wissen nicht, wie wir wieder Herr der Lage werden sollen.«

Das waren beunruhigende Neuigkeiten. Dass die Flut Düsseldorf nicht ganz so hart getroffen hatte, mochte wohl daran liegen, dass der Rhein vor der Stadt zwei große Schleifen beschrieb. Gab es einen besseren Hochwasserschutz? Wohl kaum. Dabei waren ihm Überlegungen aus seiner Heimat bekannt, Flüsse zu begradigen. Was für ein fataler Fehler. Und dabei meinte er nicht die binnenländischen Kanäle und Grachten zum Warentransport.

»Darf ich bitte erfragen, wie es Euch ergangen ist«, sagte Schrickel.

Venray berichtete in knappen Worten, was vorgefallen war. Vom Deichbau in Mülheim, mit dessen Prüfung er beauftragt worden war und der nicht ausgeführt wurde oder nur unzureichend, von der Jagd des Mörders, während um sie herum die Welt von der Flut verschluckt wurde.

»Ihr wart mittendrin«, kommentierte Schrickel erschrocken.

Was Venray überraschte. So hatte er das noch gar nicht gesehen, aber es stimmte wohl. Sie waren mittendrin gewesen und hatten überlebt. Viele andere nicht.

»An die Arbeit, Schrickel«, sagte er kühl, »wir haben viel zu tun.« Er befand sich schon halb auf dem Weg in sein Amtszimmer und fügte hinzu: »Leutnant Prins soll zu mir kommen.«

»Bei allem Respekt, Euer Hochwohlgeboren, wisst Ihr das noch gar nicht?«, erwiderte Schrickel. »Prins ist tot.«

Venray starrte seinen Sekretär ungläubig an.

»Also, wahrscheinlich tot. Denn Genaues wissen wir gar nicht.«

»Erzählt schon, was passiert ist.«

»Die Männer sind aus Odenthal zurückgekehrt und haben berichtet, dass Ihr dort eine Räuberbande gestellt habt. Danach ist der Hauptmann mit drei seiner besten Männer zu Euch nach Mülheim gekommen. Doch nach der Flut verliert sich die Spur. Eines Morgens stand Prins' Pferd unten im Hof. Das ist alles, was wir wissen.«

»Unmöglich«, sagte Venray, wohl wissend, dass es sehr wohl möglich war. Er hatte sich erst vor Kurzem in Mülheim von seinem Leutnant und den Männern getrennt. Sie waren nach Düsseldorf vorausgeritten. Unterwegs musste ihnen etwas zugestoßen sein. Aber es war ganz klar: Prins' Pferd allein im Hof bedeutete gar nichts Gutes.

Mein bester Mann, verdammt, dachte Venray. »Die anderen sind wohlbehalten aus Odenthal zurückgekehrt?«, fragte er, und Schrickel nickte.

»Prins' Adjutant soll zu mir kommen. Sofort. Er soll drei Männer ausschicken –«

Schrickel unterbrach ihn: »Mit Verlaub, das haben die Männer schon in Eigenverantwortung getan. Sie sind ergebnislos wiedergekommen.«

»Gut«, meinte Venray. Das war es natürlich ganz und gar nicht, aber er war zufrieden, dass die Männer im Corps zusammenhielten und eigene Initiative ergriffen, wenn es notwendig war. Auf solche Männer war Verlass.

»Der Adjutant soll trotzdem zu mir kommen. Und schickt nach dem Kommandanten der Festung. Wir brauchen seine Männer hier zur Sicherung der öffentlichen Ordnung. Ich verschaffe mir einen kurzen Überblick, und dann schickt Ihr mir die ersten Bittsteller rein.«

Eine Magd betrat den Raum und machte sich, so leise es ging, am Kamin zu schaffen. Sie entfachte ein Feuer. Erst jetzt fiel es Venray auf, wie eiskalt es in seiner Amtsstube war. Hatte er sich etwa schon daran gewöhnt, unter widrigen Umständen zu arbeiten?

Im Nu brannte das Feuer – mit einem Kienspan entzündete

die Magd einen Kerzenleuchter. Das Feuer prasselte ordentlich, und langsam begann sich die Behaglichkeit im Raum auszubreiten. Venray ließ sich hinter seinem Schreibtisch nieder, dessen Arbeitsfläche nun vom gelb leuchtenden Licht des Kerzenleuchters erhellt wurde. Die Magd war die Frau eines Landreiters. Beiden stand es bald an, in den Ruhestand zu gehen, was sie sicher nicht tun würden.

»Wie steht es um den Holzvorrat?«, erkundigte sich Venray.

»Nicht gut«, gab die Magd zur Antwort, offensichtlich überrascht, dass der Amtmann sie überhaupt ansprach. »Wir müssen rationieren.«

»Ich möchte nicht, dass ich bei dieser Rationierung ausgespart werde.«

Sie blickte ihn verständnislos an, als hätte er von ihr etwas vollkommen Absurdes verlangt, dann sagte sie nach einer ganzen Weile: »Sehr wohl, Euer Hochwohlgeboren.«

Venray merkte an ihrer auswendig gelernten Antwort, dass sie das nur sagte, weil es sich nicht gehörte, einem Höhergestellten zu widersprechen. Wie aus Furcht, er könnte noch weitere eigenartige Forderungen stellen, beeilte sich die Magd, das Zimmer zu verlassen.

Allein in der Amtsstube, ließ sich Venray einen Moment Zeit, um zur Besinnung zu kommen. Ereignisreiche Wochen waren verstrichen, in denen er nicht an seinem Schreibtisch gesessen hatte.

Direkt vor ihm auf dem Tisch lag eine ordentliche Abschrift seiner Abhandlung zur »Policey Criminal«, die er Anfang des Jahres mit einer der wenigen Postkutschen, die aufgrund des Winters und der unpassierbaren Straßen überhaupt gefahren waren, zum kurfürstlichen Amt seiner Hoheit Karl Theodor nach München geschickt hatte. Eine Antwort stand noch aus. Sicher wollte Gollstein auch darüber mit ihm sprechen.

Daneben lag ein Stapel juristischer und staatsphilosophischer Bücher: Pufendorfs Werke, Justis »Grundsätze der Policey-Wissenschaft«, Ludovicis »Einleitung zum Civil-Proceß« oder Seckendorffs »Teutscher Fürstenstaat« und

andere. Er ließ seinen Blick durch den Raum schweifen und landete bei einer alten Reisekiste, die er stets mit sich geführt hatte, wenn er an Bord eines Schiffs gestiegen war. Vor so vielen Jahren.

Er stand auf und öffnete die Kiste. Darin lag direkt zuoberst eine indianische Axt, die in Amerika als Tomahawk bezeichnet wurde. Der Holzstiel war etwas länger als sein Unterarm. Die Axt war oben flach gehalten. Nach hinten hatte sie einen Dorn. Die knapp einen Finger lange Schneide war immer noch ziemlich scharf. Er wog die Waffe in der Hand. Sie lag gut und ließ sich sauber führen. Die Volksstämme Nordamerikas benutzten diese Tomahawks als Kriegswaffe. Sie kämpften mit der Axt oder der Gewehrschafts-Keule. Beide Waffen führten die amerikanischen Krieger beim Werfen mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Treffsicherheit.

Venray überlegte. Immerhin, so rief er sich ins Gedächtnis, fand sich im Familienwappen neben der Ähre die Streitaxt abgebildet. In der Waffenkammer auf dem Landsitz der Venrays, deren letzter Vertreter er war, befanden sich mehrere Exemplare dieser Waffengattung. Und seiner Kenntnis der Familiengeschichte nach war die Streitaxt von längst verstorbenen Ahnen eingesetzt worden, was natürlich der Grund war, warum sie überhaupt im Wappen gelandet war. Venray folgte einem Impuls, rief seinen Sekretär und wies ihn an, Willem zu holen.

Kurze Zeit später betrat der alte Uhrmachermeister die Amtsstube. Venray hielt ihm den Tomahawk hin. Der griff die Waffe und schaute sie sich an.

»Willem, ich habe einige Bitten an Euch, einige Aufträge, wenn Ihr so wollt«, begann er.

»Sehr gerne«, antwortete Willem, »schöne Waffe, darf ich fragen, woher sie stammt?«

»Das ist ein Tomahawk der Delawaren in Nordamerika. Ich möchte, dass Ihr mir dafür ein Futteral für den Gürtel fertigt. Die Axt sollte ebenso leicht herausgeholt wie wieder verstaut werden können. Es ist also ein Futteral für den praktischen Einsatz in der Not, wenn Ihr mich versteht.«